

Fallen

Stella Maris, der jüngste Roman des amerikanischen Autors Cormac McCarty, ist das Zwiegespräch einer genialen Mathematikerin und ihres Therapeuten. Sie hat sich mit einem Berg Bargeld selbst eingewiesen, weil sie die Grenzen des Erkennbaren in den Wahnsinn treiben - oder weil sich das Leben der Erkennbarkeit entzieht?

Es ist jedenfalls weit mehr als ein Gespräch über Mathematik und logisches Denken; es geht um Sehnsucht und Trauer, Gott und Wahrheit, vertane Chancen - und weil das alle betrifft, weiß man auch nie genau, wer spricht.

Gegen Ende des Buches geht es um das Sterben, genauer die Selbsttötung.

Die Mathematikerin erzählt, dass sie überlegt habe, ins Wasser zu gehen - aber sie glaubt, dass sie es nicht schaffen würde, nicht gegen das Ertrinken anzukämpfen, denn so sagt sie: „Die Panik ist stärker als der Verstand. Wir haben sie mit Ratten gemeinsam. Man könnte meinen, die Angst vor dem Fallen ist ebenfalls etwas Primitives, aber Bergsteiger, die in den, wie sie glaubten, sicheren Tod gestürzt sind, berichten übereinstimmend von Hinnahme und innerer Ruhe. Wie kommt das? - Ich weiß es nicht. - Ich glaube, weil sie keine Entscheidung treffen mussten.“

Diese Stelle geht mir nach. So vieles ist nicht an uns.

„Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand“ klingt dann an; vielleicht auch das Einverständnis der Maria „mir geschehe wie Du gesagt hast“ oder Jesu Ringen in Gethsemane: „nicht mein Wille geschehe sondern deiner.“

Wohlgemerkt: das Buch ist keine Anleitung zum Selbstmord. Beide wissen um menschliche Grenzen, die quälen ja so und entlasten auch, denn wir können unserem Leben keine Stunde dazu tun oder wegnehmen.

Dieses Gespräch ist nicht nur ein Ringen um Verstehen, sondern um das Leben und um das Loslassen.

Über diesem Tag heute heißt es aus dem 1. Petrusbrief: „All eure Sorge werft auf ihn, denn er sorgt für euch.“ Alle. Lass los. Lass dich fallen. In Gottes Hand.

Hand in Hand endet auch das Buch.